

Jan Brokof

Kürzlich erlebte der Plattenbau ostdeutscher Herkunft eine Renaissance als Thema der Gegenwartskunst; eine Renaissance, von der all jene, die derartige Wohnbauten einst als Höhepunkt verordneter Uniformität und architektonischer Einfallslosigkeit empfanden, doch ein wenig überrascht waren. Ganze Heerscharen von Künstlern und Theoretikern arbeiten sich unversehens an diesem Phänomen ab – vor dem Hintergrund drohenden Rückbaus und grassierender urbaner Schrumpfung in so genannten strukturschwachen Gebieten, aber auch in differenzierter Einschätzung des lange verkannten Erbes von Bauhaus und internationalem Stil. Insofern mischt sich Jan Brokofs Langzeitprojekt »P2« punktgenau in aktuelle Fragestellungen ein – »P2« nannte sich nämlich jener Typ Plattenbau, der das Antlitz seiner Heimatstadt Schwedt prägte. Jan Brokofs künstlerische Analyse freilich, so sehr sie einem momentanen Trend anzugehören scheint, verweigert sich diesem gleichzeitig – aus mehreren Gründen. Einer davon ist seine persönliche Herkunft: 1977 in der Stadt an der polnischen Grenze geboren, verbrachte Jan Brokof den größten Teil seiner Kindheit und Jugend in einem Schwedter Neubaugebiet, das in den 1970er Jahren als Begleitmaßnahme für die damals in Betrieb genommene Vorzeige-Raffinerie der DDR entstand. Nach 1990 setzte in der Region ein Strukturwandel ein, der sicherlich exemplarisch für die wirtschaftlich-sozialen Verwerfungen in der ehemaligen DDR steht. Brokof macht diesen Wandel aber keineswegs zum plakativen Thema von »P2«. Im Gegenteil, er bleibt eng und akribisch am biographischen Detail, er vermisst im Wortsinn seine persönliche Vergangenheit und überlässt mögliche kritische Interpretationen uns, seinen Betrachtern. Außerdem hat sich Jan Brokof für ein außergewöhnliches Medium entschieden – den Holzschnitt. Damit baut er eine höchst originelle Spannung zwischen dem zeitgenössischen Sujet (das logischerweise immer wieder auf die Formensprache der Moderne anspielt) und der traditionellen Färbung des Druckverfahrens auf. Dabei bedient sich Jan Brokof der Technik des »verlorenen Schnitts« – von derselben Platte werden die nicht mehr benötigten Details entfernt. Die Grauwerte der einzelnen Betonflächen entstehen in mehreren Schritten – jeweils speziell angemischt aus Transparentweiß und Schwarzpigmenten. Ein maßgeschneiderter, kaum wiederholbarer Prozess. In jedem Falle stellt die geringe Auflage eine irreversible Entscheidung dar. Daher wird eine Installation, wie die des Jugendzimmers, ebenso zum Unikat wie jede vergleichbare Materialassemblage. Dieses Zimmer ist nichts weniger als das Kondensat einer Zeitreise; so sind die Requisiten des einst hier wohnhaften Teenagers Jan B. schon viel länger obsolet. Starschnitte und Poster aus diversen Fanzines bewachten seinen Schlaf. Deren Reproduktion verlässt nun die vorgegebene Ordnung der Architekturdetails. Seltsamerweise verleiht der Holzschnitt ausgerechnet diesen Zeugnissen kurzlebiger Hypes eine Aura von Beständigkeit – ein Effekt, der seit Erfindung der Pop-Art mit

wechselnden Medien ausgestattet wurde. In Jan Brokofs auf Quantität angelegten Zeichnungen steht das Moment der »Holzschnitthaftigkeit« für eine strategische Verkürzung von Informationen: Skizzenhafte Splitter fügen sich zu einem Kaleidoskop, das häufig auch wieder Eindrücke von Kindheit und Jugend herbeischüttelt. Bisweilen dienen hier tatsächlich Schnappschüsse von damals als Anregung, manchmal entwickelt sich die Bildidee beim Zeichnen. Mit seinen allerjüngsten Bildobjekten allerdings mag sich Jan Brokof dann nicht mehr mit der graduellen Auslöschung des Druckstocks abfinden und experimentiert an Holzplatten, die dann nicht mehr gedruckt werden. Diese Bildträger in gewohntem Sperrholz sind zwar nach dem Schichtprinzip der Druckplatte angelegt, emanzipieren sich davon aber wie berechnend ungehobelte Intarsien. Bei aller Eigenständigkeit verweisen sie auf den Druckprozess und auf die sperrige Bildsprache des Holzschnitts – und darauf, dass in nächster Zeit für Jan Brokof weder Technik noch Thematik an Faszination verlieren.

Text von Susanne Altmann (*1964, Dresden)/Kunsthistorikerin, Publizistin, Kuratorin, 2005